



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein Ausflug auf den Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ihrer Kostspieligkeit und trotzdem daß die ihnen zugewiesenen Individuen oft durch lange Zeit ohne alle reelle Thätigkeit verbleiben, sich im Falle des Bedarfes als ungenügend erweisen. So z. B. die Verpflegsämter, die Monturscommissionen, die Gesteute und Remontirungsdepartements und manche minder bedeutende Abtheilungen. Wie zahlreich ist das Personal der Verpflegsämter und wie hat man selbst in den kleinsten Garnisonen das für einen höhern Bedarf Erforderliche vorbereitet; und dennoch hat es sich bei allen Gelegenheiten gezeigt, daß das Personal entweder wegen seiner wirklich zu geringen Zahl nicht genügte oder wegen seiner schlechten Vertheilung nicht genügen konnte, daher jedes Mal eine bedeutende Vermehrung stattfand. Der Umstand, daß man beinahe alle Bedürfnisse der Armee in eigener Regie beschaffen wollte, den ganzen hierzu erforderlichen Apparat ins Feld mitschleppte, dabei aber auch die im Inlande bestehenden Anstalten dieser Art in ihrem ungeschmälernten Stande fortbestehen ließ, trug vollends dazu bei, die Zahl des Beamten- und Dienerpersonals unnützer Weise zu vermehren und die überflüssigen Ausgaben zu häufen. So z. B. werden die im Falle einer Mobilmachung errichteten Feldapotheken mit bedeutenden Kosten erst ganz neu zusammengestellt, wiewohl es viel einfacher wäre, wenn die ohnedem in den größeren Städten befindlichen Militärapotheken mit ihrem Personal mobilisirt und die in diesen Städten zurückbleibenden Truppen ihren Arzneibedarf für einige Zeit von den Civilapotheken nehmen würden. Daß man an derlei Vereinfachungen und Ersparungen nicht denkt, beweist die erst vor einigen Monaten ins Leben getretene Schöpfung eines eigenen „Militär-Apothekerlaborantencorps“. — —

## Ein Ausflug auf den Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein.

Schleswig, den 8. Febr. Wie der Friedrichsberg, so war auch der zweite Theil der Stadt Schleswig, der Lollfuß, auf das Reichste mit schleswig-holsteinischen und deutschen Fahnen geschmückt. Jedermann trug Blaurothweiß, entweder als Kokarde an Hut oder Mütze, oder als Band im Knopfloch, häufig in beiderlei Gestalt. An den Ecken klebten Zettel mit patriotischen Ausrufen, über denen man von fern schon ein großgedrucktes „Befreiung“ oder „Herzog Friedrich“ las. In den Schaufenstern der Läden ebenfalls allerhand farbige

Demonstrationen. Auf der Straße die Jugend eifrig mit dem langentbehrten, jetzt nicht mehr mit Brüche bedrohten Schleswig-Holstein meerrumschlungen. In dem großen Bierhause, wo die Gesellschaft der Schleibrüder ihr Lager hat, fröhliches Stimmengewirr, Gäste Kopf an Kopf, Gläserklingen und ein Freudensopferdampf von Tabakskraut, wie er sicher seit Jahren kein hiesiges Fest so reichlich gewürzt.

Selbstverständlich suchte man seine alten Freunde so rasch als thunlich auf, um Glück zu wünschen. Wie traurig, daß der alte wackere Reiche diesen Tag nicht mehr sah! Bei Heiberg war ein Leben wie in einem Hochzeitshause. Der Alp, der seit Jahren auf allen gerechten Seelen gelegen, der in den letzten Wochen mit doppelter Schwere auf der Stadt gelastet, war entwichen. Man athmete hoch auf und war wie berauscht von der Luft der Freiheit, die man einsog.

Lange und bis kurz vor der Entscheidungsstunde waren die Bürger Schleswigs wie in halber Dämmerung über die nächste Zukunft gewesen. Das Gerücht vom Einmarsch der Oestreicher und Preußen in das Herzogthum hatte sie allerdings schon am Tage nachher erreicht, aber Gewißheit über den Schritt hatte erst das Erscheinen der Offiziere gebracht, durch welche Wrangel den dänischen Höchstcomandirenden zur Räumung Schleswigs auffordern ließ. Kurz nachher war der König Christian angekommen. Die Soldaten hatten ihm ein paar matte Hurrahs zugerufen. Die Bürger schlossen vor ihm ihre Häuser, hielten sich innerhalb ihrer vier Wände und ließen wo er sich zeigte die Gardinen herab. Er war nur von Monrad begleitet, der ihm überallhin wie sein Schatten folgte. Auffallend war, daß er im Hotel der Doris Effelbach, wo er abgestiegen, den einen Tag ganz allein, den andern nur zu drei Couverts speiste. Auf jeden, der ihn sah, machte er den Eindruck tiefster Verstimmung und Niedergeschlagenheit. Am Dienstag reiste er, nachdem er Tags vorher einen Besuch im Lager bei Sell gemacht, wieder ab, klanglos, kaum bemerkt und beachtet, wie er gekommen.

Und wie der König mehr ein Gegenstand des Mitleids als des Hasses gewesen, so auch die dänische Armee in den letzten Tagen. Zu schwach, um die ganze Breite der Stellung zwischen Friedrichstadt und Kappeln stets genügend besetzt zu halten, hatte sie unaufhörlich ihre Quartiere wechseln, auf die Nachricht, daß die Deutschen bei Hollingstedt durchbrechen zu wollen Miene machten, mehre Meilen nach Westen, auf die Kunde, daß Missunde bedroht sei, wieder nach Osten marschiren, dann wieder im Schnee lagern, dann schanzen müssen, und das meist ohne hinreichende Verpflegung, so daß die Mannschaften zuletzt todtmüde und aufs Tiefste erschöpft und entkräftet waren. Unter solchen Umständen muß sich der Gedanke, daß die Stellung aufzugeben, unter den dänischen Oberoffizieren schon frühzeitig gemeldet haben. Doch scheint man ihn

für zu ungeheuer gehalten zu haben, um sich sofort zu entschließen. Am Montag hatte man noch zwei neue Batterien errichtet, eine auf dem Mevenberg und eine zweite auf der sogenannten Freiheit, einem Plage am östlichen Ende der Stadt. Am Mittwoch hatten die Schleswiger das erste Donnern der Geschütze gehört, und zwar aus der Gegend von Lottorf her, und bald nachher war das Geräusch durch die Stadt gegangen, daß sich im haddebyer Holze östreichische Jäger gezeigt. Am nächsten Tage wieder unaufhörliches Hin- und Hermarschiren der dänischen Truppen, Vorbeijagen von Ordonnanzen und eiliger Abgang schwerer Geschütze nach Missunde. Später Artilleriekampf unmittelbar im Angesicht der Stadt zwischen einer bei Fahrdorf am Südufer der Schlei emporgewachsenen deutschen Batterie und drei dänischen, von denen eine auf dem Mevenberg, eine auf der Freiheit und eine bei dem Dorfe Haddeby sich befand. Dann war alles still geworden, und nachdem man schon während die Kanonen noch donnerten, Bewegungen bemerkt, die auf einen Abzug der Dänen deuteten, war letzterer gegen Abend wirklich angetreten worden. Einzelne Abtheilungen kamen noch einmal zurück, und die Offiziere fanden ihre Quartiergeber bereits über dem Nähen von schleswig-holsteinischen Fahnen. Die Gemeinen freuten sich offenbar des Abmarsches nach Norden, der sie binnen Kurzem aus dem Zustande von Ueberangestrenghheit erlösen sollte, in den sie die letzten Wochen versetzt, und äußerten gutmüthig: „Wir gehen heim und kommen nun nicht wieder.“

Wie die Preußen bei Kappeln und Arnis wurden die Oestreicher bei Schleswig den Abzug de Mezas und seiner Leute zu spät gewahr. Die Erzählung östreichischer Offiziere, daß die Dänen einen kurzen Waffenstillstand nachgesucht und die Zeit zwischen Anfrage und Antwort benutzt hätten, einen Vorsprung zu gewinnen, ist unbegründet. Richtig dagegen ist, daß die Oestreicher durch junge Leute aus Schleswig, die über die gefrorne Schlei gegangen, schon zwei Stunden nach dem Abmarsch der letzten dänischen Heersäulen von dem, was vorging, in Kenntniß gesetzt waren.

Den dänischen Soldaten folgten nicht, wie anderwärts bei ähnlichen Gelegenheiten, Verwünschungen nach. Sie hatten sich durchweg gut betragen, sich für jede Gunst, die den Müden und Hungernden über Verlangen und Nöthigung gewährt wurde, dankbar bewiesen und die Bürger nur selten und dann nur auf Anregung der Offiziere, mit dem „Tapperen Landsoldat“ geärgert. Man sah sie als arme Teufel an, welche thaten, was sie nicht lassen durften.

Am Vormittag rückten die Oestreicher ein, und schon flatterten überall die blaurothweißen und schwarzrothgoldnen Fahnen von den Fenstern, Dächern und Thürmen. Mittags wurde unter großem Zusammenlauf und Jubel des Volks Herzog Friedrich ausgerufen. Nachmittags besorgte ein rasch zusammengetretenes Comité die Entfernung der dänischen Beamten und Gymnasiallehrer, indem

man sie mit dem Hinweis auf drohende Volksjustiz bedeutete, ohne Verzug und jedenfalls noch vor Einbruch der Nacht die Stadt zu verlassen. Eine Appellation, die einer der Herren bei dem östreichischen Commandanten einzulegen versuchte, erhielt zur Antwort, man sei blos Soldat und bekümmere sich nicht um städtische Angelegenheiten. Die Meisten gingen ohne ein Wort zu verlieren, andere, welche feck auftraten und drohten, wurden rasch gezähmt, wie namentlich Bürgermeister Jørgensen. Nur in einem Fall, bei dem Branddirector Mathiesen, erlaubte der zum Weggehen Auffordernde, beiläufig nicht einmal wirklich Mitglied des Comités, sich Angebührlichkeiten und Rücksichtslosigkeiten, und diese wurden, als der Betreffende sich damit rühmte, allgemein gemißbilligt.

In Ravens Hotel war so wenig an ein Zimmer oder Bett für die Nacht zu denken, wie bei der Effelbach, die sich beiläufig als kluge Frau jetzt eifrig patriotisch vernehmen ließ, während ihr Haus bisher das Hauptquartier der dänischen Partei der Stadt und das Versammlungslocal des berühmten „Kongens Club“ gewesen war. Ueberall bei Raven Ueberfüllung mit Gästen. Die großen Säle des Hauses, eines ehemaligen Palais der Ahlefeld, die Flur, mit den perückengeschmückten Ahnenbildern, die Zimmer der Museums-gesellschaft wimmelten von Reisepelzen, Aufschlagstiefeln, Waterproof-Röcken und anderen Winterarmaturen. Allenthalben lebhaft sprechende Gruppen, Anstoßen auf Schleswig-Holstein und seinen Herzog, Austausch von Berichten über das jüngst Geschehene zwischen den Einwohnern und der Invasionsarmee von Kielern, Hamburgern und Anglern, die mit und nach den Östreichern hier eingezogen waren, Massen hübscher Anekdoten und wunderbarer Gerüchte, feierliche Wiedererkennungsscenen, Gratulationen mit dem Zubehör von Gläserklingen und Pfropfenknall, Jubel und Lärm ohne Ende und gute Hoffnungen auf Gelegenheit zu mehr Jubel.

Man wußte, daß die Östreicher bei Deverssee die Dänen eingeholt und sich gewaltig mit ihnen gerauft. Man erzählte sich von einem furchtbaren Straßenkampf in Flensburg, bei welchem das erste dänische Regiment völlig aufgerieben worden. Man genoß mit gespitztem Ohr andere prächtige Fabeln, die der Wind herzugetragen. Die Tapferkeit der Östreicher war in aller Munde. Sie hatten es, so hieß es, verschmäht, zu schießen und vorgezogen mit Bajonet und Kolben draufzugehen. Nicht alle gerade, so setzte ein lächelnder Mund hinzu, aus dem Antriebe, der den Helden macht. Ein Gefreiter von den Jägern, gefragt, „weshalb haben Sie nur so furchtbar auf die Dänen losgeschlagen und gestochen? sie haben Ihnen doch eigentlich nichts zu Leide gethan,“ entgegnete: „D nein, dos grod nicht, aber Herr Hauptmann hot's holt gern.“

Weniger wußte man die naiven Begriffe zu schätzen, welche die zuerst eingerückten magyarischen Brüder in Betreff des Eigenthums der schleswiger Bürger an den Tag gelegt hatten. Die dahingehenden Anekdoten waren schlimmer

als das bisher Erzählte, doch theilte man sie aus Dankbarkeit ungerne und nur in beiläufigem Flüßtern mit, weshalb sie hier verschwiegen bleiben sollen. Dagegen mag noch folgende scherzhafte Probe von östreichischem Soldatendeutsch hier stehen. In eine Bürgerfamilie tritt gegen Abend ein riesiger Ungar von der Garnison, macht an der Thür Positur, legt die Hand an die Mütze und sagt: „Soldatt!“ Die Leute sehen ihn und sich einander an und fragen endlich, was sein Begehr. Er bleibt in der angenommenen Positur und erwidert nur das eine Wort „Soldatt!“ Nochmals verlegenes Fragen, was er wolle, und wieder die vieldeutige Antwort: „Soldatt!“ Endlich geht man hinunter und holt sich von der Einquartirung einen Dolmetscher, und jetzt löst sich das Räthsel zu allgemeinsten Befriedigung und Ueberraschung. Das kurze Wort „Soldatt“ hatte bedeuten sollen: „Ich suche den Regiments Schuhmacher“.

Man traf in Ravens Hotel allerlei neue und alte Bekannte und verschiedene interessante Persönlichkeiten, vieler Professoren auf Sendungen nach dem Norden begriffen, die neuen Beamten, welche die Bevölkerung eingesetzt, Candidaten für andere weiter nördlich offen gewordene Stellen, Aerzte von nah und fern, hierhergeeilt, um in den Lazarethen zu helfen und zu lernen, Correspondenten der hamburger und berliner Zeitungen, Studenten und Gymnasiasten aus Holstein, die sich, da sie nicht mitkämpfen konnten, durch Wegtragen von Verwundeten aus dem Feuer der Truppen der Befreiungsarmee nützlich zu machen gedacht hatten. Auch der bekannte Dr. Rasch durfte nicht fehlen. Erst spät in der Nacht verzog sich das Getümmel und der Dunst und Tabakqualm dieser Besucher aus den Sälen, wo ich mir auf einem der Sophas ein Nachtlager zu erobern hoffte. Inzwischen nahmen einige Freunde mit mir ein stilleres Zimmer in Besitz, um bei einer Flasche Rothwein das Leerwerden der Säle und die Zeit zum Schlafengehen abzuwarten, und hier entwickelte sich ein lustiges Intermezzo in zwei Acten, von denen der zweite am folgenden Abend spielte. Während wir Freunde beisammensaßen und lebhafter Unterhaltung pflogen, suchte und fand ein biederes breites Pächtergesicht neben uns Platz, lauschte unsrer Rede, rückte allmählig näher und verrieth, zuerst durch verständnißvolles Schmunzeln, dann durch Einmischung in das Gespräch, den Wunsch, in unserm Bunde der Vierte zu sein. Der Wunsch stieß anfangs auf Schwierigkeiten, obwohl er durch zwei Flaschen Champagner unterstützt werden sollte. Man machte artig geltend, daß solcher Einkauf in eine Gesellschaft von Fremden bei uns zu Lande nicht üblich sei, überzeugte sich aber bald, daß das biedere breite Gesicht — es decouvrierte sich als einen echten Anglitter aus Kappeln — kein Spaßverderber und nicht bloß gutmüthig, sondern auch nicht auf den Kopf gefallen und ein rechtschaffner Patriot sei. Nicht ungeschickt schoß er die kleinen Pfeile, die ihn abwehren sollten, auf die Schützen unter uns zurück. Gewandt parirte er verschiedene Neckereien, und da wir eben keine Staatsgeheimnisse

ersten Ranges zu verhandeln hatten, so war er nach Verlauf einiger unblutigen Scharmügel am Ziel und durch einen Vertrag, nach welchem wir den Champagner mit berichten durften, als guter Kumpan und gleichberechtigtes Mitglied unsrer Tafelrunde unter uns aufgenommen.

Alles Erringen aber erweckt Verlangen nach mehr, zumal bei der Flasche, und so äußerte Herr Honoratus Bonnevie L. denn auch bald den Wunsch nach noch intimeren Beziehungen zu den angenehmen Fremden und besonders zu dem, der ihn anfangs am energischsten abgelehnt hatte, und in dem er inzwischen einen Schriftsteller kennen gelernt, der vor acht Jahren ein Buch über Schleswig-Holstein veröffentlicht. Er wollte das Buch gelesen haben und bewies, daß er es wirklich gelesen, zunächst durch die kräftige, fast zu stürmische, aber dem Verfasser immerhin wohlthuende Bethuerung, „da müßte ich doch ein Vieh sein, wenn ich das nicht studirt hätte“, dann durch ein Examen, mit dem ihm ein immer noch mißtrauisches Gemüth auf den Zahn fühlte.

Sein nächstes Begehren war, die eben geschlossene Freundschaft in Bruderschaft verwandeln zu dürfen. Sein weiteres Trachten ging dahin, dieselbe in Klappeln ausbauen und befestigen zu können, zu welchem Zwecke er den Gegenstand seiner rasch erblühten Neigung nächsten Morgen in seinem Wagen auf acht Tage mitwegzuführen gedachte. Schlag auf Schlag, wie man sieht. In der That ein flinkes, ungefümes, vor nichts stillstehendes Manövriren, welches manchem Militär in diesem Kriege hätte zum Beispiel dienen können, welches aber unter friedlichen Leuten beinahe zu hastig erschien. Indes mag ihm der Erfolg und die aus mehren guten Gründen aufgeregte Stimmung des Abends zur Entschuldigung dienen. Weinlaune verlangte und Weinlaune gewährte. Man erwarb und verließ unter den üblichen Ceremonien das Recht, sich gegenseitig zu duzen, und versprach durch Mitfahren auf das Gut des neuen Bruders demselben Gelegenheit zur Festsetzung in der eroberten Position zu geben.

Die Kämpfe, die zu diesem Siege unsres Anglifers führten, das Examen und der Friedensschluß waren nicht immer ohne Zuschauer geblieben. Mehre schleswiger Bürger hatten die starke Bethuerung unsres Honoratus Bonnevie gehört. Eine Ahnung, daß ein Charakter von Wichtigkeit unter uns sei, ließ sie theilnahmvoll um den Tisch treten und zuhören. Der Name des großen Unbekannten indes blieb verborgen, wie das Folgende zeigt.

Zweite Scene des ersten Act's. Wir sitzen vor der letzten leerwerdenden Flasche und denken an das Sopha, das nun bald auch leer werden und sich in unser Bett verwandeln soll. Da plötzlich gebiert jene Ahnung ein Ueber-raschendes. Ein Räuspern, wie es Tafelreden von besonders schwerem Kaliber voranzugehen pflegt, allgemeine Stille und erwartungsvolles Hinblicken nach der Stelle, wo sich räusperte. Ein langer hagrer Herr richtet sich dort auf,

setzt sich in Positur, streckt einen langen Arm aus, hebt die Augenbrauen eines langen Gesichts und beginnt in geflügelter Rede das Lob des unter uns befindlichen großen Unbekannten zu preisen. Seine Rede war des Merkens werth, aber die Umstände erlaubten mir nicht, mehr als einige Brillanten davon dem Gedächtnisse einzufügen. „Moment von hoher Bedeutung!“ — „Sie, Herr Doctor, stehen einzig da in der Geschichte Schleswig-Holsteins!“ — „Vorkämpfer der Befreiung!“ — „Unauslöschliche Dankbarkeit!“ — „Drangsale geschildert mit meisterhafter Hand.“ Alles mit Ausrufungszeichen, Kunstpausen und heftigen Bewegungen des langen Armes. Dann natürlich neue Flasche, Anstoßen auf das weitere Gedeihen des großen Mannes, Doctors und Wohlthäters und schließlich allgemeines Wohlgefallen.

Der Redner strahlte, wenn es nicht der Wein war, von dem Bewußtsein, eine That gethan und eine Schuld abgetragen zu haben. Auch der große Mann schien mit der ihm widerfahrenen Ehre nicht gerade ganz unzufrieden. Noch zufriedener indeß war er offenbar, als er den Wunsch äußerte, jetzt seine Schlafstätte im Billardsaal aufsuchen zu dürfen, und der Redner dies um keinen Preis der Welt leiden wollte, sondern ihn zu einem guten Bett in seinem, des Redners, Hause einlud.

Die Einladung wurde angenommen, der eine der ursprünglichen drei Mitglieder der Gesellschaft durfte als Freund des großen Mannes ebenfalls mitgehen. Ein wohleingerichtetes behagliches Hauswesen empfing uns. Morgens vortrefflicher Kaffee — in den Herzogthümern nicht häufig zu haben — eine freundliche Hausfrau voll patriotischen Gefühls und Eifers, ein paar hübsche Kinder, gleichfalls schon gute Schleswig-Holsteiner, kurz alles, was das Herz beehrte.

Mit schönem Dank für die genossene Gastfreundschaft verließen wir das Haus, und der erste Act des Intermezzos war zu Ende. Nach dem Namen des großen Schriftstellers zu fragen, war unserem Redner und Quartiergeber nicht eingefallen. Nicht aus Zerstreuung. Der zweite Act zeigt, daß er ihn wußte, wenn auch nicht so gut wie sein Vorgänger auf der Bahn der Wohlthätigkeit, Honoratus Bonnevie, von dem sich sein Duzbruder beiläufig am nächsten Morgen nach dem Abschluß des erwähnten Freundschaftsbündnisses sein Versprechen, ihn sofort zu begleiten, gegen die Zusage, ihn und ganz Angeln in einigen Wochen zu besuchen, wieder einwechselte.

Der zweite Act ist kurz. Gestern Abend sitzen wir in einem andern Zimmer bei Raven. Da hören wir in der Nebenstube die lauten Worte:

„Und ich wette, daß er's nicht ist. Muß ihn doch kennen. Dazu ist der viel zu still und gelassen.“

Eine andere Stimme antwortet: „Und ich sage, daß er's ist. Werde gleich fragen übrigens, obwohl ich meiner Sache ganz gewiß bin.“

„Was gilt die Wette? Die beste Flasche, die Raven hat, he?“

„Gut, die beste Flasche, wenn er's nicht ist.“

Es war die Stimme des Redners und Wirths von voriger Nacht, und gleich darauf sah ich seine lange Gestalt zur Thür herein und hastig auf den großen Unbekannten, den er da gefeiert, zuschießen.

„Um Vergebung, nicht wahr, Sie sind der Doctor Rasch?“ fragte er, einer bejahenden Antwort allem Anschein nach sicher.

„Bedauere, werther Herr, mein Name ist Busch.“

Wie mit der Pistole ins Gesicht geschossen, fuhr der Lange zurück und schlich, sich duckend unter der Wucht seiner Enttäuschung und Beschämung, davon, um geraume Zeit nicht wiederzukommen. Draußen großes Gelächter — die weltgeschichtliche Rede des ersten Acts war in den Vorn gefallen. *Operam et oleum perdidit* und eine Flasche vom Besten noch dazu.

Erst spät erholte der Gute sich soweit, um diese mit zu vertilgen, und selbst dann that er's mit niedergeschlagenen Augen. Lebhaft bemitleidete ich seine Situation. Aber wer wird auch ohne Weiteres die Sonne seiner Beredsamkeit aufgehen lassen über Leute, die das weder verlangen, noch sich dazu legitimirt haben. Vorsicht ist zu allen Dingen nütze und traue schaue wem, würde ihm unser Sprichwörterliebhaber in Uniform von der fleckebyer Chaussee belehrend entgegengehalten haben.

Auch dem verkannten jetzt Bekannten konnte dieses Ende der Geschichte nicht recht bequem sein. Es war überhaupt unbehaglich, die Lorbeeren fremder Leute sich zum Kranze gepflückt und aufgesetzt zu wissen, und es war noch viel peinlicher, die Lorbeeren des Doctor Gustav Rasch, wenn auch nur für einige Stunden, getragen zu haben. *Suum cuique!* Indes tröstete ein gutes Gewissen und das Vergnügen, ein Abenteuer erlebt zu haben, wie die Natur sie nicht jeden Tag so nach allen Regeln tragikomischer Kunst wachsen läßt.

In der Zwischenzeit hatte ich mit einem Freunde, der von Kreuznach hierher gekommen, um sich als Arzt den Verwundeten nützlich zu machen, das eine der vier in Schleswig bestehenden Lazareth und dann das Dannewerk besucht. Das Lazareth, im Rathhause eingerichtet, litt Mangel an allem Nothwendigen. Von Militärärzten war noch niemand vorhanden, zwei Civilärzte hatten für mehr als sechzig Verwundete zu sorgen, zu denen stündlich neue kamen. Es fehlte an Decken und Verbandtaschen, an Medicin und theilweise selbst an Bedienung. Zwei gefangene dänische Sergeanten, beiläufig sehr flinke und ansehnliche Leute, versahen das Amt von Krankenwärtern und Gehilfen. Auch ich versuchte ein paar Stunden Dienste zu leisten.

Die Mehrzahl der Verwundeten des großen Hauptsaaß schlief, als wir eintraten, viele nur mit ihren Mänteln und Uniformen zugedeckt. Etwa die Hälfte waren Dänen, die übrigen österreichische Jäger, alle von Deversee herge-

bracht. Nur einer stöhnte laut, ein hübscher kräftiger Bursch aus Steiermark, dem eine Kugel das linke Bein zerschmettert hatte. Mehrmals hörte ich ihn jammern: „der Krampf! der Krampf! — Jesus Maria, der Krampf.“ Ich suchte ihm Trost einzusprechen, gab ihm zu trinken und sorgte dafür, daß er ein nar-  
kotisches Pulver erhielt, worauf der Krampf, der auch die Hände ergriffen, nach-  
ließ. Ein andrer Oestreicher, dem die Hirnschale verletzt war, so daß das Gehirn  
bloß lag, war, wie es schien, hierher gegangen. Gelassen wartete er, auf dem  
kalten Vorsaal stehend, bis ich ihn holte, und nachdem wir ihn entkleidet, ver-  
bunden und zu Bett gebracht, schlief er sofort ein. Die Dänen, die ich sprach,  
verstanden fast alle deutsch. Es waren meist große kräftige Leute mit heller  
Gesichtsfarbe und starkem Bart. Einer hatte einen Schuß durch den Oberschenkel,  
der furchtbar geschwollen war. Ein anderer war durch die Lunge geschossen.  
Ich fragte ihn, ob ich ihm mit etwas dienen könnte, und er antwortete mit  
matter Stimme: „Ich möchte Wein haben.“ Ich brachte ihm ein Glas Wein  
mit Wasser, er trank, spie es aber gleich darauf wieder aus und dann Blut.  
Schmerzen hatte er nicht, doch war er schon am Abend todt. Ein dritter Däne,  
dem ich meine Dienste anbot, verlangte vor allem Tinte, Feder und Papier.  
„Ich will an mein Frau schreiben“, sagte er. „Sie denkt sonst, ich bin todt.“  
Ich erkundigte mich, ob er schwer verwundet. „Nein, bloß ein Streißfuß an  
der Hüfte.“ Von wo er gebürtig. „Von Laaland.“ Ob er Kinder habe.  
„Drei.“ — „Das ist der Krieg“, sagte er mit trauriger Miene.

Eine ziemliche Anzahl der hier liegenden Dänen war in ähnlichem Fall,  
und bei den tödtlich Verwundeten war der Seelenschmerz um ihre Familie  
jedenfalls größer als ihre körperlichen Leiden, zumal, wenn sie ihre jetzige leid-  
lich bequeme Lage im warmen Zimmer mit der verglichen, in der sie sich sahen,  
bevor sie gefunden wurden. Einer, den ich sprach, hatte dreizehn volle Stunden  
hilfslos und einsam hinter einem Knick im Schnee gelegen, ein anderer, wie mir  
erzählt wurde, nach dem Gefecht bei Jagel zwanzig Stunden und dabei Hände  
und Füße erfroren.

Kranke gab es nur wenige. Nach dieser Seite bietet ein Winterfeldzug  
günstigere Verhältnisse, als ein Krieg im Sommer. Hitze füllt die Spitäler weit  
mehr als selbst strenge Kälte mit der Nothwendigkeit, unter freiem Himmel zu  
lagern. Daß die Dänen auf völlig gleichem Fuß mit den Oestreichern behandelt  
wurden, verstand sich von selbst, ebenso, daß dem Mangel bald abgeholfen wurde.  
Die Verbandzeuge der Oestreicher wurden mir von Professor Es-march, der sich  
um die schleswiger Lazarethe große Verdienste erworben hat, sehr gelobt, und  
auch sonst waren die Einrichtungen befriedigend, nur gab es, wie ein anderer  
Arzt tadelte, zu viel Schreiberei, Tabellen und Berichte, Meldungen an Pontius  
und Pilatus und dergleichen bureaukratischen Firlefanz mehr, womit namentlich  
die Zeit der Oberärzte unbillig in Anspruch genommen wurde.

Um die Mittagsstunde besuchten wir das Dannewerk. Die neueren Befestigungen bestanden in 28 Schanzen, welche eine lange Linie von Bustrorf und Schleswig bis nach Hollingstedt bildeten. Wir sahen davon die drei nächstgelegenen, darunter die beiden größten, rechts und links von dem Einschnitt im alten Wall, durch welchen die Eisenbahn nach Schleswig läuft. Sie waren vortrefflich ausgeführt, mit Gräben, Palissaden und spanischen Reitern sturmfrei gemacht und mit nett und sauber gebauten strohgedeckten Pulverkellern versehen, in denen man noch Massen von Pulver, orange angestrichenen Hohlgeschossen, Kartätschbüchsen und Kasten voll Zündwürsten fand. Hinter jeder standen mehre Hütten, in denen die Soldaten auf Strohbündeln geschlafen hatten. Die Schanze selbst war gewöhnlich mit einem eisernen Vierundachtzigpfünder und einem Geschütz von schwächerem Kaliber armirt. Diese Kanonen, jetzt vernagelt, sollen einst der schleswig-holsteinischen Armee angehört haben, und so hat man doppelte Ursache sich zu freuen, daß sie jetzt in deutschen Händen sind. Auch die Bewaffnung der dänischen Infanterie stammt zum Theil aus den Vorräthen der Schleswig-Holsteiner. Es sind Dorngewehre, welche eine ungemein große Spitzkugel schießen. Möge es bald gelingen, auch sie der deutschen Sache zurückzuerobern. Auf Alsen ist Gelegenheit dazu.

Die Schanzen bei Bustrorf waren nach dem Urtheil von Militärs durch directen Angriff nicht zu nehmen. Dagegen ist man über die weiter nach Westen hin gelegenen zweifelhaft, und manche glauben mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß bei Hollingstedt ein Durchbrechen der dänischen Vertheidigungslinie möglich gewesen wäre. Die Ueberschwemmungsanstalten vor derselben, die das Land vor dieser schwächeren Partie der dänischen Werke durch Stauung der Treene unter Wasser zu setzen bestimmt waren (die Inundation reichte beiläufig nur bis Kurburg und eine Verbindung der Reiderau mit dem Selker Noor, von welcher in diesen Blättern die Rede war, existirte nicht), erwiesen sich dem Winterfrost gegenüber als völlig unpraktikabel.

Wir besuchten die Schanzen ungehindert durch Wachen. Dieselben wären aber sehr nothwendig gewesen, nicht so sehr, weil die Fremden, welche sie besichtigten, alles, was fortzuschaffen war, als Andenken zu entführen bestrebt waren — ich sah einige der Herren sogar Wischer von Vierundachtzigpfündern und schwere Bomben wegschleppen — sondern weil man mit brennenden Pfeifen und Cigarren in die Pulverkeller ging. Ich selbst machte mich einen Augenblick dieser Unvorsichtigkeit schuldig, und wurde erst durch einen preussischen Artilleristen von der Garde auf die Gefahr hingewiesen. Heute ist denn auch in allen öffentlichen Localen und an den Ecken der Straßen eine dahin gehende Warnung angeschlagen und durch ausgestellte Posten gesorgt, daß weitere Thorheiten unterbleiben.

(Schluß in nächster Nummer.)